



Poet's Gallery Beitrag Mai 2018

www.schreibfertig.com

REINHARD BARTH



Barth, Dr. phil., geboren 1943 in Hamburg. Studierte Geschichte, Germanistik und Philosophie und promovierte 1974 mit einer Arbeit über städtische Auseinandersetzungen im Spätmittelalter.

Begann die Berufstätigkeit mit Schulfunk-Hörspielen zu historischen Themen. Danach Redakteur bei einem zeitgeschichtlichen Magazin und einem Münchener Verlagsbüro; betreute dort u.a. „Preußisches Lesebuch“ (Unipart, 1981),

„Lexikon des Dritten Reiches“ (Südwest, 1985), „Illustrierte Geschichte des deutschen Kaiserreiches“ (Südwest, 1986), „Lexikon der Weltgeschichte“ (Martin Greil, 1990), „Lexikon des Zweiten Weltkrieges“ (Heyne, 1995) und die Reihe „Deutsche Bibliothek“ (Hilliard Collection, 104 Bände, 1981–1990), daneben Bücher über Rassehunde (Parey), Geschenkbücher und Bildbände zu Sportereignissen (Südwest, Lingen).

Veröffentlichungen als Autor: „Wikinger“ (Taschenlexikon, Piper, 2002), „Frauen, die Geschichte machten“ (Primus, 2004), „Diktaturen in Europa“ (Vorwärts, 2005), „Wissen auf einen Blick: Mittelalter“ (Naumann & Göbel, 2007), „Alexander von Humboldt. Abenteuer, Forscher, Universalgenie“ (Bloomsbury, 2008), „Die Vermessung der Erde. Geschichte der Kartografie“ (Fackelträger, 2015). Widmete dem Hamburger Mietshaus, in dem er seit mehreren Jahrzehnten lebt, eine amüsante Biografie: „Das Haus“ (4 Bde. 1986–2014). Adresse: Haynstraße 1, 20249 Hamburg, Tel. 040 48 19 40

Paganini und der Löwe

Wie lange dauert es, einen Witz zu erzählen? Doch höchstens eine Minute. Ich habe aber mal jemand einen Witz erzählen hören, der bestimmt eine Viertelstunde oder noch länger dauerte.

Es war vor 50 Jahren auf einer Party, die von Mitgliedern der Musikalischen Arbeitsgemeinschaft am Gymnasium Blankenese, kurz MAG, veranstaltet wurde. Nun waren das gar keine Schüler mehr, die in dem Laienorchester spielten, sie waren längst Studenten oder Berufstätige, aber sie trafen sich immer noch, gaben Konzerte und versammelten sich in froher Runde, so auch diesmal an einem Sommerabend im Garten einer Villa in Blankenese, und mein Bruder, als Bratschist in der MAG engagiert, nahm mich mit.

Ich verwahre ein Foto von der Party, ein kleines Schwarzweißbild, das mich beim Tanzen auf der Terrasse mit einem Mädchen namens Letizia von der Recke zeigt, die in einem Schloss an der Elbchaussee wohnte. Ich trage einen dunklen Anzug mit weißem Hemd und Schlips – den Verhältnissen entsprechend, die im Jahre 1965 oder 1966 herrschten. Immerhin, in klassischer Tanzhaltung bewegen wir uns nicht, jeder hampelt für sich, so weit hat der neue Geist schon Einzug gehalten.

Einige tanzten nicht, sie scharten sich auf dem Rasen um einen Mann, der, wie mir mein Bruder erklärte, ein Talent zum Geschichtenerzählen besaß. Er war vielleicht etwas älter als die übrigen. Wenn ich mich recht erinnere, spielte er in der MAG Kontrabass und betätigte sich am Wochenende als Tanzmusiker im Café Schircks, wo am Samstagabend „Kökschenball“ war, eine Form der Geselligkeit, die lange schon verschwunden ist, genauso wie der Ort, an dem sie stattfand. Das Café, ein Holzbau auf Stelzen am oberen Ende der Blankeneser Strandtreppe, wurde abgerissen und durch einen Block mit Eigentumswohnungen ersetzt.

Irgendwann, als ich mit Letizia von der Recke oder anderen Mädchen genug getanzt hatte, gesellte ich mich zu der Runde, die dem Erzähler lauschte. Es waren wohl musikalische Anekdoten und Witze, die er zum Besten gab, von der Art: „Warum wird das Horn ein göttliches Instrument genannt? Antwort: Der Mensch bläst hinein, aber nur Gott weiß, was herauskommt.“ Oder: „Jeder weiß, dass Bratschisten ganz besonders unaufmerksam sind und nie zum Dirigenten hingucken. Nun trifft es sich, dass der Dirigent erkrankt ist. Einer der Bratschisten hat eine Ausbildung als Dirigent, also wird er vorne ans Pult gestellt und macht seine Sache wohl auch ganz ordentlich. Nach einer Woche ist der richtige Dirigent wieder da, und der Ersatzmann kehrt an seinen Platz zurück. Fragt sein Nachbar: ‚Sag mal, wo warst du die ganze Zeit?‘“ Oder: „Yehudi Menuhin bekommt einen Brief. ‚An den größten Geiger der Welt‘ steht auf dem Umschlag. ‚Der bin ich nicht‘, sagt er und schickt ihn weiter an David Oistrach. Der gibt ihn seinem Sohn Igor. Der öffnet ihn und liest: ‚Lieber Helmut Zacharias‘.“ (Heute erzählt, würde man natürlich andere Namen einsetzen, vielleicht André Rieu oder David Garret?)

Ich weiß nicht, ob ich diese Witze seit jenem Abend kenne. Auf jeden Fall blieb mir aber einer hängen, einer, den der Erzähler kunstvoll in die Länge zu ziehen wusste. Es war der Witz von Paganini und dem Löwen. Der hätte sich gewiss auch in ein paar Sätzen abhandeln lassen, aber der Erzähler kam ins Spinnen darüber, und das lag natürlich daran, dass von Musik die Rede war. Da geht das Spinnen leicht.

Die Einleitung des Witzes geht ungefähr so: Jeder kennt Paganini, den dämonischen Geigenvirtuosen und Komponisten. Aber wisst ihr auch, wie er zu Tode gekommen ist? Gestorben 1840 in Nizza, sagt das Lexikon. Stimmt nicht, es geschah bei einem Schiffsunglück im Mittelmeer vor der nordafrikanischen Küste. Folgt der Witz:

Paganini hat in Genua ein Schiff zur Überfahrt nach Alexandrien bestiegen, wo er vor dem Sultan von Ägypten ein Konzert geben soll.

Das gab Gelegenheit, sich mit einer Aufzählung der Stücke zu beschäftigen, die Paganini in Alexandrien hätte spielen können. Vorschläge des Publikums nahm der Erzähler gern entgegen, achtete aber darauf, dass keine Komponisten ins Programm geschummelt wurden, die zu Paganinis Zeiten noch gar nicht auf der Welt waren. Also, Sarasates „Zigeunerweisen“ –

abgelehnt, Tartinis „Teufelstrillersonate“ – akzeptiert, Max Bruchs Violinkonzert – abgelehnt.

Paganini befindet sich auf dem Meer, geht die Geschichte weiter. Da kommt das Schiff in einen Sturm und geht unter. Paganini kann sich als einziger an Land retten. Seinen Geigenkasten neben sich, schläft er ermattet am Strand ein. Als er aufwacht, findet er sich in einem Halbkreis von Löwen umgeben.

Das malte der Erzähler in breiten Strichen aus: Paganini Aug in Auge mit einer Löwensippe, alte, junge, Weibchen, Männchen, wie sie den Schiffbrüchigen mustern, Mordlust im Blick.

Was soll Paganini machen? Vielleicht kann er sie mit Musik ablenken? Er öffnet den Geigenkasten, holt seine Stradivari – oder war`s eine Guarneri? – heraus, stimmt kurz und spielt eines seiner berühmten Capriccios. Zwischendurch wagt er einen Seitenblick. Die Löwen lauschen. Als er mit dem Stück fertig ist und die Geige wieder einpacken möchte, knurren einige Löwen und schlagen mit den Schwänzen. Hastig nimmt Paganini das Instrument wieder zur Hand. Das nächste Capriccio. Die Löwen lassen zufriedene Geräusche hören und machen es sich gemütlich. So ist das also, sagt sich Paganini. Solange du geigst, fressen sie dich nicht. Also geigt er weiter, geigt sein ganzes Programm herunter, das er sich für Alexandria vorgenommen hat, und das früherer Konzerte auch noch.

Da konnte der Erzähler in die Vollen gehen. Mit dadimdada und dideldidum imitierte er die großen Solonummern der Violinliteratur von Vivaldi bis Beethoven, sprach von Sechzehnteln und Zweiunddreißigsteln, Doppelgriffen und Springbogenspiel, von Pizzicato und Arpeggio, Staccato und Flageolett und verlor sich schließlich in eine Schilderung, wie nach mehreren Stunden Geigens erst eine Saite an dem Instrument reißt, dann eine zweite und dritte und Paganini schließlich nur noch auf der letzten, der G-Saite, weitergeigt. Aber er wäre ja nicht Paganini, wenn er nicht auf einer Saite hinbekäme, was andere nur auf vier schaffen! Ganz sensationell, sogar die Kadenz seines großen D-Dur-Konzertes kriegt er hin, dideldidum da di da da da, und gerade will er ansetzen, auch noch das berühmte Rondo „La Campanella“ aus dem h-Moll-Konzert auf einer einzigen Saite zu spielen, versicherte uns der Erzähler –

Da löst sich aus der Reihe der Tiere ein uralter Löwe mit grauer zottiger Mähne, richtet sich vor Paganini auf, öffnet seinen Rachen – und beißt ihm den Kopf ab.

Die anderen Löwen fahren aus ihren seligen Träumen auf. Ein Murren erhebt sich, das immer lauter wird, ein Fauchen und Gebrüll. „Warum hast du das gemacht“, schreien sie den alten Löwen an, „er hätte bestimmt noch länger gespielt!“ Der Alte aber erhebt eine Vordertatze und hält sie hinters Ohr. „Häh?“ macht er und guckt verständnislos in die Runde.

Ein schwerhöriger Löwe als Mörder des großen Virtuosen, mit *der* Pointe hatte wohl niemand gerechnet. Zufrieden heimste der Erzähler den Beifall seiner Zuhörer ein. Und ich ging auf die Suche nach Letizia von der Recke, um sie zum nächsten Tanz zu engagieren.